

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 3 (1927)  
**Heft:** 39

**Artikel:** Das Familienfest  
**Autor:** Vivanti, Annie  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-758027>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**





HERBSTSTIMMUNG BEI SAAS-FEE

Phot. A. Ryffel

# DAS FAMILIENFEST

Von ANNIE VIVANTI / Autorisierte Uebersetzung von A. W. Freund

(Nachdruck verboten)

Liebe Dorrie!

Darf ich eine Bitte an Dich richten? Verschaffe mir eine andere Stellung! Wenn es möglich ist, in London oder wo ich doch nicht weit von Dir bin; sonst wüßte ich nichts anderes, als nach Italien zurückzukehren.

Ich kann Dir versichern, daß ich ganz Unglaubliches erlebt habe. Niemals hätte ich Ähnliches erwartet, als ich auf jene Annonce antwortete, in der eine italienische Erzieherin gesucht wurde.

Aber um zur Sache zu kommen: schon der erste Eindruck war unfreundlich. Ich läutete am Nachmittag an jener Villa der Familie Golding an, die in der Nähe von Bexhill gelegen war. Ein finster dreinblickendes Stubenmädchen führte mich in ein Wartezimmer, das gleichfalls einen trostlosen Eindruck machte: Stühle standen in einer langen Reihe an den Wänden entlang; auf dem Tisch lag ein Haufen alter Zeitschriften und zerrissener illustrierter Blätter.

Nach einer Weile erschienen das Mädchen von neuem, winkte mir, ihr in den Korridor zu folgen und stieß eine Tür auf, die hinter einem staubigen Vorhang verborgen war. Dann entfernte sie sich mit schlurfenden Schritten. Aus dem Zimmer rief eine Frauenstimme: «Come in!» und ich machte einige Schritte vorwärts. Aber kaum hatte ich die Schwelle überschritten, als ich erschrocken zusammenfuhr. Knapp neben mir, an der roten Tapete aufgerichtet, erhob sich ein Skelett, das mir aus seinen leeren Augenhöhlen zuzulächeln schien.

«Erschrecken Sie nicht, Fräulein!» sagte eine blasse und magere Dame, die sich von ihrem Stuhl erhoben hatte und mir entgegenkam, «es ist nur das Skelett meines Mannes.»

«Das Skelett Ihres Mannes!» Ich trat erschrocken einen Schritt zurück. Aber die Dame erklärte mir mit süßlichem Lächeln, daß das Skelett nur ihrem Gemahl, dem Herrn Dr. Golding, zu seinen Studien diene. «Sie werden übrigens,» fügte sie hinzu, «noch allerlei merkwürdige Dinge in diesem Hause finden. Im Laboratorium, auf dem Boden, im Keller, kurz, überall sind unter Spiritus die anatomischen Präparate des Herrn Doktor aufgestellt, seine «*lusi naturae*», verschiedene Mißgeburten und dergleichen, für die er großes Interesse hat... Und nun nehmen Sie eine Tasse Tee!»

Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, antwortete ich auf die verschiedenen Fragen, die sie mir stellte; dann folgte ich ihr ins Kinderzimmer, wo sie mir meinen Zögling, die kleine Daisy, ein zartes Mädchen mit einer riesigen Schleiße im Haar, vorstellte. Diese jedoch brach bei meinem Anblick in ein furchtbares Geschrei aus:

«Das ist nicht Miß Julie! Schicke sie weg! Ich will Miß Julie haben!»

«My darling,» beruhigte sie die Mutter, «weine doch nicht! Dieses Fräulein ist die Schwester

von Miß Julie, und sie wird dir gleich sagen, daß Miß Julie morgen kommen wird.»

«Morgen?» rief das Mädchen, das einen wahrhaft dämonischen Charakter zu haben schien. «Um wieviel Uhr?»

«Um acht Uhr,» erwiderte die Mutter, wobei sie mir verstohlen zuzuwinkte.

Auf diese Art erfuhr ich, daß man in diesem Hause log. In der Tat spricht hier niemand die Wahrheit. Die Frau des Hauses, der Doktor, die drei erwachsenen Töchter, der Sohn Dick, mein Zögling, das Stubenmädchen — alle lügen sie unaufhörlich. Sie lügen aus Gewohnheit, aus Sport, aus bloßem Vergnügen an der Unwahrheit. Sie lügen sogar, wenn es viel bequemer wäre, die Wahrheit zu sagen.

Was mich betraf, so hielt ich es, als ich mit dem Mädchen allein war, für meine Pflicht, den wahren Tatbestand festzustellen; und ich erklärte ihr auf ihre eitrige Frage, ob Miß Julie auch wirklich morgen kommen werde: «Ich kenne Miß Julie nicht. Ich bin auch nicht ihre Schwester, sondern deine neue Gouvernante und heiße Laura.»

Kaum hatte ich aber das gesagt, so erlitt Daisy einen richtigen Tobsuchtanfall, begann gellend zu schreien und mit den Füßen zu stampfen. Sogleich liefen die Mutter, die drei erwachsenen Töchter und Dick herbei, und alle machten mir die heftigsten Vorwürfe: «Die Wahrheit — ? Was sind das für Grundsätze? Wenn man nur ein wenig Gefühl hat, so sagt man allein das, was angenehm zu hören ist. Was liegt denn daran, ob Sie die Schwester Miß Julies sind oder nicht? Jetzt hat Daisy wieder ihre Krämpfe bekommen und wird am Abend ein Beruhigungsmittel nehmen müssen.»

Ja, so geht es hier zu: alle nehmen erst Beruhigungs- und dann Anregungsmittel; außerdem alle möglichen stärkenden und wieder abschwächenden, den Stoffwechsel fördernden und die Verdauung regulierenden Pulver und Tränke. Stelle Dir vor, daß nach diesem Auftritt die kleine Daisy, nachdem ich sie zu Bett gebracht hatte, auch sogleich eingeschlafen ist. Und kannst Du es glauben, daß bald darauf die älteste Schwester Harriet mit einer Tasse in der Hand sie aufgeweckt hat:

«Vorwärts, Daisy, auf! Es wird jetzt Zeit für dich, dein Schlafmittel zu nehmen!»

Ich versichere Dir, daß ich in jener ersten Nacht kein Auge geschlossen habe. Unaufhörlich vernahm ich in der nächtlichen Stille wie von fern ein schwaches, klägliches Gewinsel; es klang wie das Heulen von unzähligen Katzen und Hunden. Niemals noch hatte ich dergleichen Töne und durch Mark und Bein gehende Töne gehört.

Am nächsten Morgen lernte ich den Doktor kennen, einen großen, mageren Mann mit un-

ordentlichen Haaren. Er ist von höchst entschiedenem und herrschsüchtigem Charakter; er spricht viel und duldet weder Unterbrechung, noch Widerspruch. Bei Tisch hält er gewöhnlich allein längere Reden, während die andern ihm still zuhören. Dann verschwindet er, und man sieht ihn den ganzen Tag nicht mehr.

Als ich an jenem Morgen meinem kleinen Zögling die erste Lektion geben wollte, erfuhr ich, daß sie mit der Mutter ausgegangen sei. Ich war mir daher selbst überlassen und benutzte meine freie Zeit zu einem Spaziergang in dem ausgedehnten, aber feuchten und ungepflegten Garten.

An einer Wegbiegung erblickte ich von fern eine verfallene Hütte, und sogleich vernahm ich auch wieder jenes jämmerliche Winseln, das mich in der vergangenen Nacht um meinen Schlaf gebracht hatte. Voll Entsetzen wollte ich auf die Hütte zugehen, als ich plötzlich hinter mir eine Stimme hörte.

«Fräulein! Fräulein! Dorthin dürfen Sie nicht gehen. Es ist Papas Laboratorium, und er erlaubt niemandem, in die Nähe zu kommen!»

Ich wandte mich um und sah eine der Töchter, die eilends auf mich zukam.

«Aber was bedeutet das? Halten Sie hier Tiere? Und warum schreien sie so?»

Statt aller Antwort nahm mich das Mädchen beim Arm und zog mich rasch aus der Nähe jener Hütte weg, wobei sie, um mich abzulenken, von sich und ihren Schwestern zu erzählen begann.

«Ich bin die dritte und heiße Topsy. Meine älteste Schwester Harriet ist verlobt. Sie können sich unsere Freude vorstellen! In Wahrheit wagten wir gar nicht mehr darauf zu hoffen. Aber glücklicherweise hat sie eine Tante diesen Sommer nach Brighton mitgenommen, und dort ist es ihr gelungen, einen Schiffsingenieur zu kapern. In diesen Tagen wird der Bräutigam uns besuchen; Papa hat ihn eingeladen. Aber wir sind noch immer ängstlich, daß er uns davongehen könnte. Sie werden begreifen, daß, wenn Harriet einmal verheiratet ist, auch unsere Aussichten günstiger werden, einen Mann zu bekommen.»

Sie brach in ein fröhliches Lachen aus. Topsy ist schön. Sie ist es als einzige von den vier Schwestern; und da die beiden andern schon ein wenig verblüht sind, hat sie den strengen Befehl bekommen, sich nicht sehen zu lassen, sobald nur ein möglicher Bewerber auftaucht.

«Ich weiß schon,» sagte sie mit einem spöttischen Lächeln, «daß ich, wenn der Bräutigam erscheinen wird, auf den Dachboden oder in die Kinderstube verbannt werde. Harriet ist eifersüchtig wie ein Tiger.»

Zwei Tage schon vor der Ankunft des Bräutigams wurden fieberhafte Vorbereitungen im gan-

zen Hause getroffen. Der Doktor rief alle zusammen und hielt ihnen folgende Rede:

«Vor allem,» sagte er mit Ernst, «muß Harriets Bräutigam von hier den Eindruck einer vollkommen harmonischen häuslichen Atmosphäre erhalten. Daher werdet ihr beiden, Mary und Topsy, die Güte haben, euch nicht fortwährend zu zanken. Und du, Dick, wirst dich bei Tisch etwas anständiger aufführen als gewöhnlich. Ferner werdet ihr Harriet mit besonderen Liebkosungen überschütten. «Ach, was werden wir nun ohne unsere Harriet machen?» Oder du, Daisy, kannst sagen: «Böser Mann du, der du uns unsere Harriet wegnehmen willst!»

«Warum nicht?» erwiderte die unverschämte Daisy. «Aber wenn er sie uns nun nicht wegnimmt?»

«Um Gottes Willen!» rief die Mutter. «Höre gefälligst mit solchen bösen Ahnungen auf!»

Und nun kam jener festliche Tag heran. Harriet lief in höchster Aufregung mit ihren eingedrehten Locken und mit ihrer dick im Gesicht aufgetragenen Gold-cream im Hause umher. Um fünf Uhr wurde große Toilette gemacht. Um sieben Uhr Ankunft des Bräutigams.

Als der Schiffsingenieur eintrat, war die ganze Familie im Salon versammelt. Die kleine Daisy schmierte sich an ihren Vater, und die übrigen standen, stillvoll gruppiert, im Hintergrund.

Der Anblick mußte auch auf den jungen Mann großen Eindruck gemacht haben, denn er blieb lange gerührt auf der Schwelle stehen. Dann erhob sich Harriet vom Klavier, an dem sie leise spielend gesessen hatte, und kam ihm lächelnd und voll freudiger Erregung entgegen; mit ihren glühenden Wangen und schimmernden Augen war sie in diesem Augenblick fast schön zu nennen.

Der Bräutigam küßte sie, ebenso die künftige Schwiegermutter. Den andern und mir drückte er die Hand, dann nahm er die kleine Daisy in die Arme und küßte sie gleichfalls. Diese brachte sogleich mit großem Erfolg ihren Ausruf an: «Böser Mann du, der du uns unsere Harriet wegnehmen willst!» Der Bräutigam lachte und küßte sie noch einmal.

Wir setzten uns zu Tisch und eine alte Frau, die sonst in einer nahen Delikatessenhandlung bediente, trug die Speisen auf. Der Doktor bemerkte, zum Ingenieur gewandt:

«Seit siebenundzwanzig Jahren haben wir diese Frau im Haus. Sie ist eine wahrhafte Perle. Besonders die Kinder liebt sie über alles.»

Die «Perle», welche mehr als ratsam oder, wie Shakespeare sagt, «not wisely but too well» von dem Rum gekostet hatte, der über den Plum-pudding gegossen werden sollte, zeigte sich von ihrer besten Seite, indem sie unaufhörlich etwas fallen ließ, Bestecke und Geschirr klirrend aneinanderschlug und mit einem stumpfsinnigen



Lächeln und ein wenig schwankend die Speisen herumschickte. Auf einen unruhigen Blick Mr. Goldings erhob ich mich, um ihr beizustehen; und es geschah nichts Ernsteres bis zu dem Augenblick, da die Rebhühner aufgetragen wurden. Es kam nämlich dem Doktor der unglückliche Einfall, Harriets gute Eigenschaften noch mehr herauszubrechen, und er rief aus:

«Ah, mit den Rebhühnern zugleich werden wir die Pilze essen, die Harriet selbst eingemacht hat! Denn auf das Einmachen versteht sie sich untüchtig!»

Und die «Perle» wurde in den Keller geschickt, die eingemachten Pilze zu holen.

«Geben Sie acht!» rief ihr der Doktor nach, «sie stehen in einem Glas auf dem ersten Brett links!»

Die «Perle» brauchte lange Zeit, um zurückzukehren. Endlich erschien sie wieder mit einem großen Gefäß, das sie unter vollkommenem Schweigen feierlich auf den Tisch setzte. Da plötzlich ein allgemeines Erschrecken, dem ein schwacher Aufschrei Harriets folgte. Das Glas enthielt in einer klaren Flüssigkeit einen wachsfarbenen und unförmigen Körper...

Dick brach in ein schallendes Gelächter aus.

«Oh Papa! Sieh doch, was sie gebracht hat! Eine deiner Mißgeburten...!»

Ich fühlte, wie mir schlecht wurde und mußte von Tisch flüchten.

Solche Dinge, liebe Dorrie, habe ich hier schon erlebt! Jetzt schreibe ich Dir in meinem Zimmer, obwohl mir in Erinnerung an das Geschehene noch die Hand zittert; und ich bitte Dich, mir so rasch als möglich eine andere Stelle zu verschaffen!

Deine unglückliche Laura.

## DIE BUNTE WELT

### Geschichtliche Anekdoten

Während der französischen Revolution lebte in Paris der Abbé Maury, der wegen seiner politischen Ansichten über belemundet war. Eines Tages umgab ihn eine heulende Volksmenge, die ihn durchaus an der nächsten Laterne aufknüpfen wollte. «Werdet ihr besser sehen, wenn ihr mich gehängt habt?» rief der Abbé spöttisch den aufgeregten Leuten zu — und ihr Lachen über diesen Witz rettete ihm das Leben.

Der Kutscher Friedrichs des Großen warf auf einer Fahrt den Wagen des Königs um, so daß der hohe Insasse in den Graben fiel. Friedrich erhob sich wütend und ging mit erhobenem Stock auf den Ungeschicklichen zu. «Warum zürnen Eure Majestät?» fragte der Kutscher. «Es ist wahr, ich habe den Wagen schlecht geführt, und wir sind in einen Graben gestürzt; haben aber Majestät nie eine Schlacht verloren?» — Der König lachte herzlich und verzich.

Kaiser Josef reiste einmal inkognito. In dem Gasthof eines kleinen Städtchens nahm er Aufenthalt und beehrte zwei Eier. Ein Bedienter erkannte ihn und verriet der Wirtin, welche hohen Gast sie hatte. Die Wirtin setzte die Ehre des Kaiserbesuches mit auf die Rechnung und verlangte zwei Dukaten für die Eier. Der Kaiser, über den Preis erstaunt, fragte: «Sind denn die Eier bei Euch gar so selten?» — «Das nicht, Eure Majestät», war die Antwort, «aber die Kaiser sind es, die hierher kommen, sie zu essen.» Josef bezahlte.

Daß freilich ein Witz auch töten kann, beweist die folgende Geschichte. Zu Beginn der Regie-

rung Nikolaus' I. von Rußland wurden mehrere Verschwörer, unter ihnen auch der Dichter Reliew, zum Tode des Hängens verurteilt. Reliew war der erste, an dem das Urteil vollstreckt werden sollte. Doch im Augenblick, da der Henker ihm den Strick um den Hals legte, riß das Seil, und der bereits an ihm baumelnde arme Sünder fiel zu Boden. «Nichts taugt in Rußland, nicht einmal der Strick!» rief der Verurteilte. Da ein Zwischenfall solcher Art die kaiserliche Begnadigung nach sich zu ziehen pflegte, sandte man einen Boten in den Winterpalast, um die Entscheidung des Zaren einzuholen. «Was sagte Reliew?» fragte der Zar. — «Daß in Rußland nicht einmal die Stricke etwas taugen.» — «Gut, so möge man ihm daß Gegenteil beweisen!» antwortete Nikolaus und Reliew ward ohne weiteren Zwischenfall gehängt.

Der Kanonikus Santeuil, in Frankreich einst durch seine hohe Bildung nicht weniger als durch die Schwächen und Launen seines Charakters berühmt, liebte leidenschaftlich das Kartenspiel. Gerade machte er einmal in heiterer Gesellschaft eine Partie, als man ihn zur Predigt rief. Santeuil erhob sich, steckte die Karten in einen Ärmel seines Priestergewandes und begab sich auf die Kanzel. Aber kaum hatte er mit seiner frommen Rede begonnen, als die Karten herausfielen und auf dem Boden sich zerstreuten. Der Skandal war groß, doch der Prediger bewahrte kaltes Blut und fragte einen Knaben, der eine der Karten aufgehoben hatte: «Welche Karte hast du in der Hand?» — «Den Herzkönig», antwortete prompt der Kleine. — «Und nun sage mir, welches ist die oberste der drei christlichen Kardinaltugenden?» — «Ich weiß es nicht», sagte schüchtern der Junge. — «Hört, meine Brüder und Schwestern!» schrie nun mit zorniger Stimme der Priester. «Hier ist ein Knabe, der den Herzkönig und wahrscheinlich auch alle anderen Karten kennt, während er von den drei christlichen Kardinaltugenden nichts weiß. Oh, in welchen Zeiten leben wir!» — und von der zunehmenden Gottlosigkeit handelte nun die ganze Predigt, so daß keiner der Anwesenden mehr daran zweifelte, daß Santeuil die Karten absichtlich hatte zur Erde fallen lassen.

### Man muß sich zu helfen wissen

Als Knabe von fünfzehn Jahren trieb Konstantin Alexandrowitsch, der Sohn eines reichen Kaufmanns ins Moskauer, freudig im Strom der Revolution. Er lief aus dem Elternhaus davon und ließ sich in die Rote Armee einreihen. Als er nach mehrjährigem Dienst in der Armee als Abgaber in die Krimstadt zurückkehrte, fand er sich nicht mehr zurecht. Das Elternhaus war verschwunden, die Eltern waren tot und von den Geschwistern keine Spur mehr zu entdecken. Konstantin Alexandrowitsch hatte nichts gelernt, oder das bißchen, was er wußte, beim Militär vergessen. Er konnte daher keine Arbeit bekommen und wäre in der Masse der hungernden Arbeitslosen hilflos zugrunde gegangen, wenn ihm nicht ein rettender Gedanke gekommen wäre.

Er ging zum Kommissär seines Bezirkes und verlangte kategorisch Arbeit. Das nutzte freilich nicht sofort beim ersten Anlauf. Der Kommissär zuckte mit den Achseln und wurde grob, als Konstantin nicht locker ließ. «Wenn keine Arbeit für mich da ist, so sperrt mich ein», schrie Konstantin, dem der Magen vor Hunger krachte und der seit drei Wochen auf den Straßen genächtigt hatte. «Wir können dich nur einsperren, wenn du etwas angestellt hast», brummte der Kommissär. «Was zum Beispiel soll ich anstellen», forschte Konstantin, dem ein Hoffnungsfunkel aufglomm. «Na, wenn du jemand mißhandelst und ihn verletzest.» Der gewesene Rotgardist sann einen Augenblick nach, dann trat er dicht an den Tisch des Kommissärs, erhob die Hand und applizierte dem Kommissär eine recht kräftige Ohrfeige, so daß das Blut aus der Nase rann. Die Folge war: ein Jahr Gefängnis. Mit Rücksicht auf seine Jugend und als Belohnung für seine gute Aufführung wurde Konstantin schon nach drei Monaten freigelassen — zu seinem maßlosen Entsetzen. Aber wieder stieg ihm eine rettende Idee auf. Er begab sich aus dem Gefängnis schnurstraks zum Kommissär, der sich sofort an die Ohrfeige erinnerte, als er seiner ansichtig wurde und daher halb zornig, halb beschwichtigend den Eintretenden fragte, was er wolle. «Arbeit will ich haben», sagte Konstantin. — «Ich werde schauen... komm' in einigen Tagen wieder», erwiderte der Kommissär. Damit gab sich Konstantin jedoch nicht zufrieden. — «Ich will dir etwas sagen, Genosse Kommissär. Ich lasse dir zwei Wochen Zeit. Während dieser Zeit komme ich mit dem aus, was ich mir im Gefängnis verdient habe. Wenn du dann noch immer keine Arbeit für mich hast, dann kriegst du drei Ohrfeigen hintereinander. Dann bekomme ich neun Monate Gefängnis und habe wieder Ruhe.» Nach dieser Ankündigung entfernte sich Konstantin. Es verging keine Woche und Konstantin Alexandrowitsch hatte eine angenehme Arbeit.

